

„Was hindert den Menschen, zur Termiten zu werden?“ (S. 63). Daß diese Frage mit dem in der evangelischen Ethik heute noch weithin herrschenden individual-ethischen Ansatz nicht zu lösen ist, wird aus der Lektüre der einzelnen Beiträge deutlich. Ebenso überzeugend stellt sich daher die Notwendigkeit, eine evangelische Soziallehre und -ethik zu konzipieren. Gerade die ökumenischen Arbeiten, die besonders von H.-D. Wendland mit seinem Beitrag zum Begriff der „Verantwortlichen Gesellschaft“ aufgenommen werden, dürften sich für diese Aufgabe als überaus hilfreich erweisen. In eben demselben Sinne hilfreich wird dann auch die Auseinandersetzung mit der katholischen Sozialtheologie sein. Die von Pater Dr. G. Corman OP und Dr. Werner Lottmann mit umsichtiger Hand besorgte Herausgabe dieses Sammelwerkes gibt dazu jedenfalls wesentliche Anregungen.

Christian Walther

Paul D. Devanandan, Das Evangelium und der moderne Hinduismus (Weltmission heute, H. 17/18). Evang. Missionsverlag, Stuttgart 1961. 62 S. DM 2.40.

Die politische, soziale und kulturelle Revolution Asiens ist ein Faktum, das die Welt bewegt und Schlagzeilen macht. Daß mit der Revolution vielfach auch eine religiöse Renaissance zusammengeht, wird dagegen noch nicht genügend zur Kenntnis genommen. Jeder Versuch, dies Neben- und Ineinander aufzuhellen, zumal wenn er aus Asien selbst kommt, verdient sorgfältige Beachtung. Dr. P. D. Devanandan, Direktor des Christlichen Instituts für das Studium der Gesellschaft und der Religion in Bangalore, hat die neue Entwicklung im Hinduismus seit Jahren genau verfolgt und analysiert, ja sie wahrscheinlich präziser ans Licht gehoben, als es ihren Vertretern selbst möglich war. Indem er sie hier unter christlichem Aspekt darstellt, als indischer Christ, der selbst unmittelbar davon betroffen ist, läßt er freilich die Grenzen herkömmlicher christlicher Apologetik weit hinter sich. Ein Hinduismus, der sich den Problemen der Geschichte, der Gesellschaftsordnung, eines personalistischen Menschenbildes zu stellen beginnt und der doch zugleich sein Glaubenserbe konzentriert zu behaupten sucht, fordert in der Tat eine durchgreifende Revision des christlichen Zeugnisses. Zwischen den Möglichkeiten,

entweder lediglich die Daseinsberechtigung der Christen im heutigen Indien zu begründen oder aber einen stillen Rückzug anzutreten, der die christliche Botschaft früher oder später in der umfassenden Weite des Hinduismus aufgehen ließe, wird ein dritter Weg gewiesen: „Zeugnis, Dienst und Bruderschaft zu einer totalen Liebe vereinigt“, die inmitten der indischen Welt von heute die missio Dei zu repräsentieren hätte. Dieser Weg hat fraglos ebenso seine Probleme wie die kleine Schrift, die ihn gedankenreich und unkonventionell entwickelt. Beide verlangen sorgsames Mitdenken und Mitgehen, werden dies aber zum mindesten durch eine Weitung des Blickfeldes lohnen, die zumal im Jahr der ökumenischen Vollversammlung von Neu-Delhi unerläßlich ist. H.-W. Gensichen

Ferdinand Schröder, Der Mensch zwischen Heimat und Fremde. Evangelisches Verlagswerk, Stuttgart 1960, 200 S., engl. brosch. DM 16.80.

Die Tatsache, daß in der Geschichte immer wieder Menschen ausgewandert sind, veranlaßt Schröder, diesen Wanderungen nachzugehen und festzustellen, wie es in den verschiedenen Zeiten um das Recht des einzelnen zur Auswanderung bestellt war. Er geht weiter der Frage nach, warum die Staatskirchen sich ihrer wandernden Glieder nicht angenommen und den Wanderungsverlust uninteressiert hingenommen haben. Erst durch die Erweckungsbewegung berührte Kreise helfen den Auswanderern. Die Kirche selbst sieht erst seit etwa 1850 die Betreuung der Auswanderer als eine Aufgabe, die sie aber nur sehr allmählich und bis heute nicht ausreichend wahrgenommen hat. Da das Schrödersche Buch das Verhältnis von Staat und Kirche zum wandernden Menschen in der europäischen Geschichte untersucht und sehr viel interessantes Material zu dieser Frage bietet, dürfte es auch Leser ansprechen, die dem genannten Thema zunächst fernstehen.

Martin Hennig

Aufgaben der gesellschaftlichen Diakonie. Mit Beiträgen von Klaus von Bismarck, Gert Blätgen u. a. Kreuz-Verlag, Stuttgart 1960. 88 S., brosch. DM 3.80. (Kirche im Volk, Heft 25.)

Es war u. W. Klaus von Bismarck, der den Ausdruck „Diakonie“ auch für die

Sozialarbeit der Kirche, für ihre Bemühungen im Spannungsfeld des Betriebs, der politischen Gemeinde, der Interessengruppen und der Parteien zuerst in Anspruch nahm. Die konstruktive Mitarbeit der Christen an der Gestaltung der Gesellschaft sei doch primär ihr „Dienst an der Welt“, die „karitative Tätigkeit besonderer Institutionen“ sei nur ein Teilaspekt. „Überall, wo der Christ lebt, ist er zum Dienst aufgefordert“ (Vorwort).

H. D. Wendland definiert in seinem Beitrag „gesellschaftliche Diakonie“ als eine „Handlungsform der Kirche auf dem Boden und unter den Bedingungen der modernen Gesellschaft“, eine Antwort auf ihre „Fragen, Nöte und Anforderungen“, um die Solidarität mit ihr durch die „Taten der dienenden Liebe zu bezeugen“. Sie ist in relativem Unterschied zu der vom Einzelfall ausgehenden „karitativen“ Diakonie vornehmlich auf die Gruppen und Institutionen der Gesellschaft bezogen“ (S. 41). Hier soll in „kritischer Solidarität und Offenheit“ die „Einheit... von theologischer Diagnose und diakonischem Handeln“ in der Gemeinde erreicht werden.

Zahlreiche kleinere Beiträge behandeln die Versuche solchen Dienstes an Industriemenschen, im Bergbau, an den Parteien, der Öffentlichkeit und der Jugendbildung. So interessant diese Einblicke sind, so machen sie doch zugleich deutlich, wie experimentell und noch ohne einheitliche Konzeption diese Anfänge sind. Der Soziologe Matthes äußert sich in seiner Besprechung in der „Zeitschrift für Evangelische Ethik“ vielleicht allzu scharf über den „illusionären Charakter“ dieses Programms. Es ist zweifellos viel fruchtbare, gesellschaftsgestaltende Arbeit an der Front der Gemeinde wie an den Evangelischen Akademien schon geleistet worden — und von dieser Gelegenheitsschrift darf man nicht mehr erwarten, als sie beabsichtigt. Es bleibt jedoch die Grundsatzfrage, was für die Kirche ein Programm bedeuten kann, das „die Gesellschaft verändern“ will. J. H. Wichern 1848, die jahrzehntelange Arbeit des Evangelisch-Sozialen und des Kirchlich-Sozialen Kongresses, das „Social Gospel“, Stockholm 1925, Amsterdam 1948, die Zielsetzung des Hilfswerks (Eugen Gerstenmaier „Wichern II“) wollen alle im Grunde

die Kirche dafür engagieren, die Quellen sozialer Not und sozialen Unrechts zu verstopfen, anstatt lediglich ihre Opfer aufzusammeln und zu pflegen. Das Ziel hat man „Bau des Reiches Gottes“ oder bescheidener „Bau einer besseren Gesellschaft“ genannt. Aber: was ist der Kirche von ihrem Herrn hier geboten und welche Verheißung ist ihr gegeben, den Gang der gesellschaftlichen Entwicklung zu verändern? Hierzu bedarf es noch sehr eingehender Bemühungen.

Hier soll nur gefragt werden, wie weit es angebracht ist, jeden Dienst der Christen bzw. der Kirche an der Welt „Diakonie“ zu nennen. Da der biblische Begriff z. Zt. in der ökumenischen Diskussion erfreulich an Farbe und Gewicht gewinnt und verbindender wirkt als das blasse „social work“, wird es besonders wichtig sein, daß solch ein wiederentdecktes Wort eindeutig verwendet wird. Im Neuen Testament selbst wird „Diakonie“ auch für die Verkündigung, die „Diakonie der Versöhnung“ und für die Selbsthingabe Jesu am Kreuz verwendet. Die Alte Kirche hat es jedoch als „Tischdienst“ und von da als Dienst an den Armen, Kranken, Bedrängten, Flüchtlingen, Untergetauchten usw. definiert. Soll es nun heute jeden treuen Christen im irdischen Beruf, seine Rolle in der Gesellschaft mit umfassen? Soll es die Verkündigung der Kirche, ihr prophetisches Wort, ihre Predigt von Gottes Gerechtigkeit, ihre dementsprechenden Aktionen bezeichnen? Die Definition: „karitative Diakonie“ = „den einzelnen Notstand heilend, in Anstalten organisiert“ — „gesellschaftliche Diakonie“ = „eine bessere Gesellschaft bauend, als funktionales Element der Kirche“ befriedigt nach keiner Seite. Hier wird Zusammengehöriges zerrissen. Es mag einzelne Anstalten geben, auf die die o. a. Definition zutrifft, die Kirche aber hat ihren Liebesdienst nie so eng verstanden — und einen „funktionalen“ Dienst der Kirche, der sich nicht in irgendwelchen Institutionen alsbald darstellt, hat es auf die Dauer noch nicht gegeben. Es wäre darum sehr wünschenswert, wenn eine Bemühung um das ökumenische Verständnis von Diakonie tatkräftig fortgesetzt würde, zu dem das vorliegende Werk einlädt.

Hans Christoph von Hase